



Landart Landschaft Körper

Wahrnehmen
und gestalten
von Seelenbildern
in der Natur

Kari Joller

A T VERLAG



Kari Joller

Landart
Landschaft
Körper

Wahrnehmen
und gestalten
von Seelenbildern
in der Natur

AT Verlag

Ich widme dieses Buch meiner wunderbaren Partnerin Christa,
meiner Tochter Selina und meinem Sohn Maurus. Margrit,
Guido und Linda, mit denen ich in einer liebevollen und lebendigen
Art zusammenleben darf. Barbara und Däni, die in Tansania
einen neuen Lebensabschnitt angehen.

© 2012

AT Verlag, Aarau und München

Lektorat: Diane Zilliges, Murnau

Fotos: Kari Joller

Bildaufbereitung: Vogt-Schild Druck, Derendingen

Druck und Bindearbeiten: Offizin Andersen Nexö, Leipzig

Printed in Germany

ISBN 978-3-03800-609-1

www.at-verlag.ch

Einführung

»Die bewusste Wahrnehmung der Natureindrücke, die auf meine Sinne wirkten, führten mich immer näher zu dem, was ich heute in meiner Arbeit verfolge. Ich erkannte immer klarer, dass die Gesetzmäßigkeiten der Natur Parallelen zu meiner eigenen physischen und psychischen Struktur enthielten. Ich suchte Landschaften auf, die meiner inneren Befindlichkeit entsprachen, die meine Seelenlandschaft spiegelten. Ich versuchte, aus dem Gelände, den Erfahrungen und Erlebnissen zu lernen, begann herauszuspüren, was sie mir vermitteln wollten. Ich fand Antworten, die mir in Lebensprozessen weiterhalfen. Ich erkannte die Dimension der Energien, die direkt auf mich wirken.«

Die Begegnung mit den Elementen und der Witterung, die Auseinandersetzung zwischen meinem Körper, der Seele, dem Geist und der freien, wilden Natur mit all ihren Geheimnissen ist für mich Grundlage, um mich selbst zu erkennen, meinen Weg zu finden und Heilung zu erfahren. Ich bin nicht nur ein Teil der Natur, die Natur ist auch ein Teil von mir.

Das vorliegende Buch knüpft an mein früheres Buch »Federn im Wind« an. Dokumentiert sind hier ausgewählte Tagebucheinträge und gestalterische Arbeiten, die ich seit 2007 während längerer und kürzerer Aufenthalte in der Natur realisiert habe, mehrheitlich in von Menschen möglichst unbeeinflussten und wenig besuchten Berglandschaften und auf verschiedenen Inseln: Ritom, Pinett, Laghetto Pianca, Gradisc, Furka, Formazzöö, Entlen, Doubs, Alpe Soveltra, Alpe Legrina, Selva, Val Tomè, Val Nèdro, Korsika, Sardinien, Capraia, um nur einige Orte zu nennen. Die Bilder am Schluss des Buches dokumentieren Arbeiten von Ausstellungen der letzten fünf Jahre.

In den letzten zwei Jahren kam zu den meist aus Holz geschaffenen Objekten und deren Installation in der Natur etwas Neues hinzu: Immer häufiger habe ich mich selbst und mir nahestehende Menschen in den Prozess der Gestaltung miteinbezogen. Es lässt mich noch intensiver am Leben teilhaben, wenn ich die »Haltung« eines Baumes, eines Steines, einer Landschaft körperlich aufnehme, weiterführe und in meine eigene Bewegung übergehen lasse. Wie wir einem Gegenüber begegnen, wie sich Form und Verlauf der Kommunikation entwickeln, verdankt sich wesentlich der Haltung.

Die mit Naturmaterialien gestalteten Arbeiten und ihre Installationen weisen auf Themen und Prozesse hin, die in einem bestimmten Umfeld auftauchen oder in Gang gesetzt werden. Die Abbildungen stehen mehrheitlich in direktem Bezug zu den Tagebuchtexten. Diese geben Einblick in das persönliche Erleben und die Wahrnehmung während der Aufenthalte in der Natur.

Das Buch ist Zeugnis meiner innigsten Verbundenheit und Liebe zum Planeten Erde. Es ist ein Versuch zu dokumentieren, in welcher Form ich die Beziehung zur Natur lebe, wie ich aus ihr herausgestalte und über sie Heil erfahre. Es ist eine Antwort und vielleicht auch eine Anregung für all jene, die sich über sämtliche Sinne mit der Natur auseinandersetzen und dadurch sich selbst näherkommen wollen.

Kari Joller, im Frühjahr 2012





Laghetto Pianca

7. bis 17. Juli 2008

Nochmals mache ich den kleinen Rundgang vom See zur ersten Kuppe über dem breiten Felsband zum Lago Masne und über die Felsblöcke zurück zum stillen Wasser.

Ich sitze oberhalb der steil abfallenden Felswand über dem See. Im dunklen, sich leicht kräuselnden Wasser spiegeln sich die langsam vorbeiziehenden Wolken. Hinten, im seichten Ufer steckt das Objekt, das ich heute beendet habe. Eine lange Lärchenstange ragt senkrecht in den Himmel. Im oberen Teil durchbricht ein Kreis mit zusammengebundenen Lärchenästen die aufstrebende Form. Männlich Aufstrebendes, geboren aus dem Schoß des Mütterlichen und selbst mit dem Weiblichen verbunden. Suche nach Gleichgewicht und Harmonie, Geborgenheit und lebendigem Herausragen. Ewige Sehnsucht nach Stille, Spannung und Bewegung.

Hier oben finde ich es, dieses Glück, den inneren Frieden, im Erwachen des Tages, in der gleißenden Trägheit des Mittags, in der Bildung der Wolken, die sich abends und nachts mit Blitzen und Donnerrollen entladen. Hier beschreiben der Adler die Leichtigkeit und die gewaltigen Steine die Schwere des Lebens. Und alles dazwischen nimmt Anteil am ewigen Rhythmus von Kommen und Gehen. Hier bin ich eins mit all dem, was mich umgibt, vom sanften Streicheln des Windes bis hin zum Griff in die schroffen Steine. Nichts bleibt verborgen, was mich mit meiner eigenen Geschichte verbindet.

Spiegelung. Laghetto Pianca.





Lärchenstamm und miteinander verbundene Lärchenäste. Laghetto Pianca. Links im Morgenlicht mit Monte Rosa im Hintergrund.



Lärchenäste und umwickelte Pflanzenkugeln im Abendlicht. Cima del Masnee.



Laghetto Pianca

31. Juli bis 7. August 2008

Jahre nachdem ich diesen Ort gefunden habe, zieht es mich heute zum ersten Mal hinunter in den Wald zu den Ahnen, die hier in den Bäumen sprechen. Kraftvoll, gewaltig, jedem Widerstand trotzend, tot, umgestürzt, verbrannt, vernarbt, verwittert, die Haut verloren, vermodert und aufgelöst. Verkohlte, ausgehöhlte Lärchen greifen mit ihren kahlen Fingern zum Licht, obwohl die Verbindung zur Erde schon längst unterbrochen ist.

Meine Hände suchen nach den Furchen, den glatten, verwitterten silbrigen Flächen, gleiten über die runzlige Haut in weiche, feuchte Höhlen. Es tut gut, macht aber auch etwas Angst, diese Geschichten zu berühren und dem eigenen Leben zuzuordnen. Eine Schlange erschreckt mich und mahnt mich zu mehr Aufmerksamkeit. Ich tauche noch tiefer ein in diesen Urwald und gehe über in die eigene innere Wildnis, in das, was nicht von außen geformt und gestaltet wurde.

Absterben lassen und im Tod wieder das Neue wachsen sehen. Da ist nichts, was nicht sein darf, nichts, was sich nach gelernten Mustern verhält. Die Ordnung ist das Chaos, das es mit Körper und Geist zu überwinden gilt. Die Seele spürt die Wahrheit.

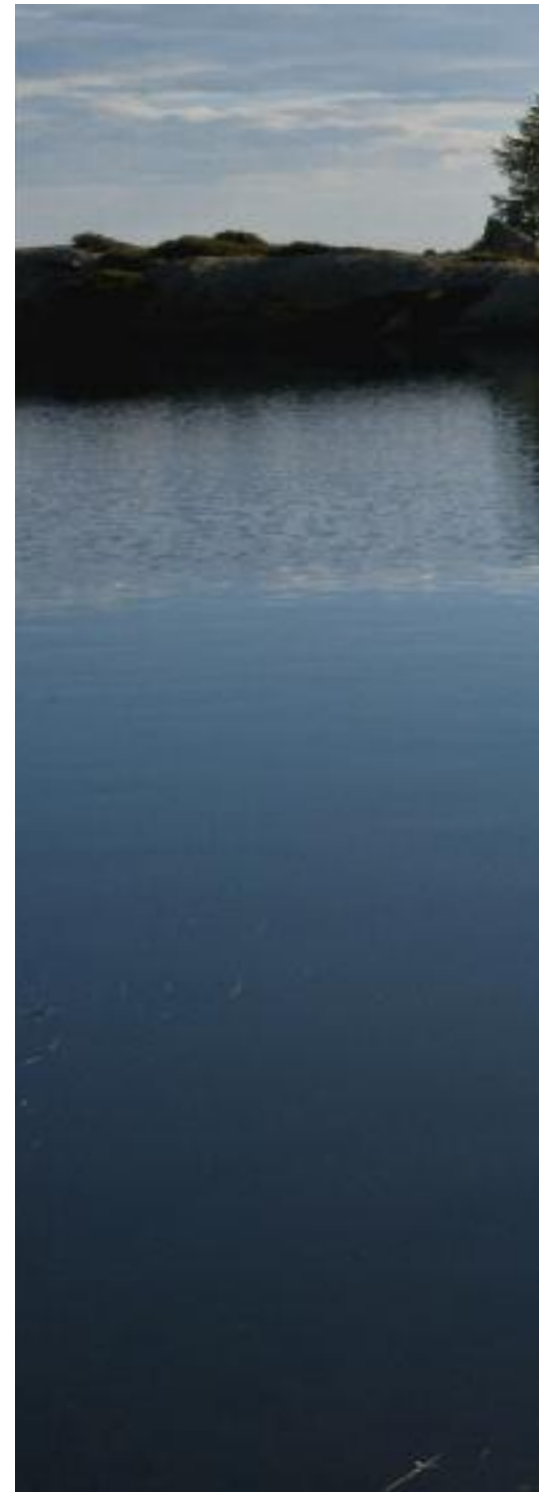
Hier finde ich den Urfrieden, im Forschen zwischen den gewaltigen Steinen, den mächtigen Bäumen, die nach Jahren des Widerstands im Sturm zerbersten und in unglaublicher Langsamkeit in ein anderes Leben übergehen. Und am selben Ort wachsen zarte Pflänzchen mit farbigen Blüten, über denen die Schmetterlinge gaukeln.

Am nächsten Morgen in der Frühe steige ich hinauf, weit über die Waldgrenze zum Pizzo Costic. Ich entreiß mich der Kraft des Dunkeln, Verwesenden, Geisterhaften, das in seiner Schönheit auch die Schwere nährt. Da oben werde ich frei, im Zittern der vom ersten Sonnenlicht durchfluteten Gräser zwischen den Steinen, im Blau des Himmels, durch das Streicheln des frischen Windes auf meiner Haut. Weite, unglaubliche Weite und Stille ist um mich und in mir.

Als am nächsten Tag der Adler, von der Morgensonne beleuchtet, auf dem toten Baum ganz in der Nähe gelandet und, ohne zu zögern, zu den alten Lärchen unter mir geglitten ist, zieht es mich abermals hinunter in den Wald.

Ich will ihnen nochmals begegnen, diesen märchenhaften Bäumen, diesem Wildwuchs, dieser eigenwilligen Kraft. Ich fühle mich heute wohl bei ihnen, verbinde

mich mit den Geschichten, die das Wesen jedes Einzelnen von ihnen prägt. Meine Hände und Augen suchen nach Formen und Besonderheiten, die im Prozess des Wachsens entstanden sind und deren Schönheit erst im Tod und im Zerfall ersichtlich wird. Und während ich mich auf dieses vergangene Leben einlasse, fühle ich die tiefe Verbindung: Ich bin berührt und dankbar für die Kraft, die meine Seele nährt.



Abgestorbene Lärche.



Lärchenäste und umwickelte Pflanzenkugeln. Laghetto Pianca.



Abendlicht. Val Camana.

Val Camana, Val d'Iragna

15. bis 19. September 2008



Schon zu Beginn meiner Wanderung merke ich, dass ich einen Weg gehe, der nicht oft begangen wird. Gräser und Farne streifen mich, von den Beinen bis zur Stirn, während ich mit meinem schweren Rucksack ohne große Pausen im dunklen Wald aufsteige. Der Nachmittag ist schon fortgeschritten und ich will vor Einbruch der Nacht die Alpe Pianazzòra erreichen. Dort finde ich jedoch keine offene Hütte und auch keinen Stall, wo ich vor der kalten Bise geschützt übernachten könnte. Der eisige Wind kühlt meinen Körper in kurzer Zeit aus, und ich bin gezwungen, mir auf der vom Wind abgewandten Seite des Hügels einen Schlafplatz zu suchen.

Das Sausen in den Wipfeln der Fichten und ein voller Mond begleiten mich, während ich nach kurzer Zeit in einer mit trockenem Gras ausgelegten Bodenmulde erschöpft einschlafe.

Der nächste Tag ist geprägt von der Suche nach dem richtigen Weg. Nach der Alpe Matro Colmo verliert sich der Pfad schon bald in dichten Erlenstauden. Ich kämpfe mich hindurch bis zur baumfreien Zone, während ich mit dem Messer Zeichen in die Äste schneide, um mir einen möglichen Rückzug zu sichern. Schweiß, Zweifel, Erschöpfung, Angst, Wutausbrüche behindern die ganzheitliche Wahrnehmung, halten mich gefangen in den elementaren Bedürfnissen. Die Schönheit und das grandiose Licht des Tages erfahre ich in ihrer Tiefe erst auf dem Pizzo Ricuca, wo sich vor mir ein eingeschneiter Kranz von Bergen öffnet. Hier ist die Grenze überwunden und die Seele befreit. Hier beruhigt sich der Herzschlag und ich fühle einen tiefen Frieden in mir.

Auf dem weiteren Weg begegne ich gut genährten Gämsen, aufdringlichen Ziegen, pfeifenden Murmeltieren. Eine Aspiviper liegt lange Zeit reglos mitten auf dem Weg auf einer von der Sonne gewärmten Steinplatte. Wie gebannt stehe ich ihr gegenüber und wage es kaum, mich zu bewegen. Ein mächtiger Adler bleibt weit über mir im Nordwind stehen. Und wieder verliere ich den Weg und bin gezwungen, bis zum Grat aufzusteigen, um den weiteren Verlauf des Pfades zu sehen. Ich fühle, wie das Außen mit dem Innen in Verbindung tritt, wie die Suche in der Seele einen Spiegel findet. Und während ich mich durch das steile, unwegsame Gelände in die Höhe kämpfe, strecken Hunderte von Edelweißblüten ihre silbrig-weißen Köpfe aus dem dichten, langsam verbleichenden Gras. Und plötzlich erwacht die Sehnsucht, dem Schatten zu entfliehen, um die Strahlen der Sonne nochmals zu empfangen. Allein diese Vorstellung setzt ungeahnte Kräfte frei und löst mich vom Zwang der Suche nach Orientierung. Als sich nach einer halben Stunde das gelbe Licht auf mein Gesicht legt, fühle ich, wie die Berührung tief in mich eindringt.

Der eisige, scharfe Wind drängt mich jedoch bald zurück auf die Schattenseite, und während ich im weglosen Gelände nach Ghereresc aufbreche, finde ich das, was ich auf all meinen Wegen in den Bergen immer wieder gesucht, aber noch nie gefunden habe: die gewaltige Schwungfeder eines Steinadlers. Sie liegt im Schatten, eingebettet zwischen Steinen und Gräsern. Ein Schrei löst sich aus meinem Innern, und ich wage es kaum, dieses Relikt zu berühren. Lange brauche ich, bis ich ruhig werde, bis ich die Feder aufnehme und mit ihr zum Grat zurückkehre. Meine Arme öffnen sich wie Schwingen, und ich spüre das Zittern der Feder im Wind, das sich in Körper und Seele ausbreitet und mich hinausträgt in die Lüfte, in ungeahnte Weiten, in ein Meer von Gefühlen, die weit von Worten entfernt liegen.

Feder des Adlers
du Leichtes
du trägst mich hinauf
hinauf ins Nichts
ins reine Licht
hinauf ins erweiterte Bewusstsein
wo alles eins ist
wo nichts offen, nichts unerfüllt bleibt.





Oben: Adlerfeder im Granit.
Links: Lärchenstamm mit Adlerfeder.

Seite 18: Links abgestorbene Lärche, Val d'Iragna.
Rechts Buchenast mit Adlerfeder.





Mit der Feder in der Hand streichle ich mein Gesicht, und der wilde, süße Duft erreicht das Tier in mir, die urschöpferische Kraft, aus der wir uns alle entwickelt haben.

Die Nacht verbringe ich oben auf dem Grat, wo Licht und Schatten, Wärme und Kälte, Sturm und Ruhe, Freiheit und Gebundensein einander berühren.

Während der Dämmerung legt sich der Wind, und am Morgen glitzern Eiszapfen im ersten Sonnenlicht. Ein Rudel Gämsen äst auf dem goldenen Grat. Es ist Ruhe eingekehrt. Friede, innen und außen. Und mein Blick wandert von einem Berg zum andern, während die Feder in meiner Hand den Horizont nachzeichnet.

Erst am Nachmittag verlasse ich diesen »heiligen« Ort und steige hinab auf den Weg, der mich auf die Alpe Ghereresc bringt. Dieses Ziel verlasse ich jedoch bald wieder. Die Unsicherheit, ob ich den Weg zurück ins Val Camana finde, lässt mir keine Ruhe. Nach einem kurzen Wegstück verliere ich mich immer wieder in rutschigen Steilhängen, Erlenstauden, Geröllfeldern und dem wilden Bachlauf. Schließlich erreiche ich Camana Vecchia, das bis im März keinen Sonnenstrahl mehr sehen wird. Ein alter Jäger empfängt mich mit großen, glänzenden Augen und offeriert mir nach einem kurzen Gespräch ein kühles Bier. Seinem Hinweis folgend steige ich hinunter zur Alpe Repino und wieder knapp 400 Höhenmeter hinauf zur Alpe Legrina. Eine offene Hütte mit Feuer- und Schlafgelegenheit verspricht eine friedliche Nacht.

Am nächsten Morgen binde ich die Adlerfeder an einen Lärchenstab und ziehe mit ihm hinauf zur Alpe Matro Càuri und zur Cima di Negrös. Dort verbringe ich meinen letzten Tag hier, während das Licht langsam dunstig wird, Nebelschwaden aufsteigen und sich träge Wolkenmassen über die Berge legen. Und ich bin ganz da, fühle mich verbunden mit der Kraft dieses Ortes.

In der Nacht beginnt es zu regnen. Rhythmisch fallen die Tropfen durch die undichten Stellen des Steindaches auf die Holzdecke. Und während das knisternde Feuer das Wasser für mein Frühstück wärmt, wird es am Himmel bereits wieder hell. Erste Sonnenstrahlen treffen auf das Grau schleichender Nebelfetzen, die die Sicht in die umliegenden Berge verdecken.

Es wird Zeit, Abschied zu nehmen. Märchenhafte, dunkle Fichtenwälder mit uralten, zerschlagenen Bäumen zwischen moosgepolsterten Steinen und Felsen wechseln mit lichten, langsam ins Gold wechselnden Lärchenbeständen ab. Sonnige Alpweiden mit Kastanien- und Birkenhainen. Und schon bald dringen die Geräusche aus dem Tal herauf in die unberührte Wildnis, und meine Gedanken und Gefühle vermischen sich mit einer anderen Wirklichkeit.



Mit der Leiter von Dierikon in die Kunsthalle Luzern

24. September 2008

Ich gehe mit dem Stein auf dem alten Karren, der einst Tonnen von Mehl getragen hat. Eine Leiter ersetzt die Holmen. Adlerfedern an der Spitze zittern in der kühlen Morgenluft. Eisenräder drehen auf dem Asphalt. Für Stunden bin ich wie betäubt vom fein differenzierten Klang und Rhythmus, der über das Holz in meine Ohren dringt. Schritt für Schritt vorwärts, vorbei an Bäumen und Feldern, an Menschen, die stehen bleiben und lächeln, vorbei an Fahrzeugen, die an Ampeln warten, an Häuserfronten, hinein in den dichten Verkehr hin zum See, wo Touristenströme über Brücken ziehen. Zwischendurch Atempausen, die Sprossen zum Berg oder in den Himmel gerichtet. Und endlich steht sie da, die Leiter, im neuen Raum, wo sich die Federn im Fenster spiegeln. Gehalten vom schweren Stein, verbunden mit Leichtigkeit und Strenge, Grenzen und Freiraum, Atem und Stillstand.

Lärchenleiter mit Sackkarren
und Flussstein. Kunsthalle Luzern.





Val Calnègia, Gradisc, Alpe della Cròsa

28. September bis 6. Oktober 2008



Birkenflügel auf Steinturm. Alpe della Cròsa.

Oben sowie Seite 25: Birkenflügel. Laghi della Cròsa.

Ich sitze auf der silbrig verwitterten Holzbank vor der Steinhütte in Gradisc weit oben im Val Calnègia. Seit Tagen bietet uns diese urtümliche Behausung Unterschlupf für die kalten Nächte. Obwohl das undichte Steindach mit rostigen Blechteilen, einer alten, abgewetzten Schaufel und aufgetrennten Fässern abgedichtet wurde, sind bei Regen gewisse Stellen im Raum nicht nutzbar.

Vor mir erheben sich leicht angeschneite Berge, getaucht in eiskaltes Licht. Zwischendurch etwas Wärme, dann wieder die fahle Sonnenscheibe am grauen Himmel. Kleine Schneeflocken tanzen durch die Luft. Das Gras auf der sumpfigen Ebene hat sich verfärbt. Lachsrot leuchten die im Gegenlicht leicht schimmernenden Holmen, dunkel karminrot die aufragenden Stängel der welken Blacken. Hinter dem vom Gletscher geschliffenen Felsrücken die langsam ins Gelb wechselnden Lärchen. Rotschwänze auf den mit Flechten bewachsenen Steinen, rufende Kolkraben in der leicht bewegten Luft. Und in die Stille hinein das weit entfernte Rauschen stürzenden Wassers, das sich mit dem Gurgeln des sich durch die Ebene schlängelnden Baches mischt. Die Ruhe ist neu. Seit sieben Tagen sind wir unterwegs, Christa und ich. Teils zusammen, teils allein. Täglich steigen wir hoch, auf die Alpe della Cròsa, von wo die Laghi della Cròsa zu sehen sind. Vom Gletscher abgeschliffene Felskuppen und -stufen zeichnen das Gelände. Leuchtende Grasmatten in einer unglaublichen Farbigkeit ziehen mich an. Ich kann mich kaum sattsehen an diesen Farbklangen, die in mir eine großartige Musik hervorzaubern, mich selbst in eine sanfte, liebeliche Schwingung versetzen. Es ist, als leuchteten die absterbenden Pflanzen aus sich selbst, als brächten sie in der Verdichtung all das nochmals zum Vorschein, was sie im Zyklus des Jahres in sich verinnerlicht haben. In der Gewissheit des Todes das Fest des Abschieds feiern. Dieses »Kreisen«, dieser Rhythmus begleitet mich die ganze Woche.

Es beginnt mit der Birke, die ich im dichten Wald während des Aufstiegs zur Alpe della Cròsa entdeckte. Der kleine, zurückgekrümmte Stamm steht am Rande einer Steilwand, die vom Bach geschaffen wurde. Die Äste drängen etwas verloren in den Wald hinein. Mehrmals gehe ich an der Stelle vorbei, bis ich mich entscheiden kann, den Baum abzusägen und ihn hinauf zum Übergang zu tragen. Dort befreie ich die vier Äste von der Rinde und binde je zwei zusammen, so dass sie wie abgerundete Flügel in der Form einer Schale wirken. Die nach außen gerich-

teten Gabeln haben sich dadurch geschlossen. Vom Hinausragen zur Einkehr in sich selbst. Ich umkreise die beiden Seen, die Felskuppen, die Landschaft vom Schlafplatz über den Steilhang an den Felswänden entlang bis zum Grat und zurück nach Gradisc. Und auch die Tage wiederholen sich im Kreislauf von der nächtlichen Schwärze bis zum blendend weiß aufsteigenden Nebel im Licht der Mittagssonne. Es ist eine Zeit des Unterwegsseins, getrieben von den äußeren Bedingungen, die das Leben hier bestimmen.

In der letzten Nacht träume ich eine eindruckliche, berührende Geschichte: An einem großen See findet ein rauschendes Fest mit einem gewaltigen Feuerwerk statt. Bereits Stunden vorher strömen die Menschen zum Wasser, um sich einen geeigneten Platz zu sichern. Etwas vom Ufer entfernt auf einer kleinen kreisrunden Insel steht ein prunkvolles Schloss. Für die meisten Besucher ist dieser Ort nicht erreichbar. Mit einem leichten, weiten Sprung gelange ich in den herrlichen Schlosspark. Ich ziehe meine rosa Mädchenschuhe aus, in denen ich mich nicht wohlfühle, und plötzlich kann ich fliegen, erreiche einen Schwebestand, in dem ich mich widerstandslos in alle Richtungen bewegen kann. Ich gleite durch die Räume des Schlosses, in dem sich viele Menschen versammelt haben, an den prunkvollen Tischen sitzen, essen und trinken und sich fröhlich unterhalten, gespannt auf das bevorstehende Feuerwerk. Ich verlasse einen großen Saal über den Balkon und schwebe hinaus ins Freie. Lange erkunde ich fliegend all die Nischen, Türme, Figuren und Ornamente dieses gewaltigen Bauwerks. Ich begegne in Stein gehauenen Kobolden, die ich von den Sockeln lösen und zum Leben erwecken kann. Andere reiße ich aus ihrer Verankerung und werfe sie in den Park. Ich fühle eine starke Macht in mir. Ich kann über Leben und Tod entscheiden. Verspielt schwebe ich zu den alten Bäumen, die im Schlossgelände stehen, ergreife herabhängende Lianen und umkreise mit ihnen die Baumwipfel. Ich spüre eine unwahrscheinliche Leichtigkeit und Fröhlichkeit in mir. Ich bin befreit von all dem, was die Menschen unter mir beschäftigt. Nur ein kleiner Teil der Anwesenden nimmt mich wahr, staunt über meine Flugkünste und mein verspieltes Verhalten.

Nach einer langen Zeit kehre ich zurück in den Saal. Ich hindere eine alte, gebückte Frau daran, den Raum zu verlassen. Ich verspreche ihr, sie in eine Königin zu verwandeln. Sie nimmt mich jedoch nicht ernst und will sich wiederholt zum Ausgang bewegen. Erst nach mehrmaligem Drängen folgt sie meiner Aufforderung, sich auf den Sockel einer zerbrochenen Mädchenstatuette zu stellen, was für sie allerdings ein schwieriges Unternehmen ist. Nach mehreren Versuchen gelingt es ihr, und dann wiederholt sie langsam und deutlich die Worte,







Alpe della Cròsa.



Laghi della Cròsa.

Seite 28: Val Calnègia.





die ich ihr vorspreche: »Ich werde eine Königin.« Und langsam verwandelt sich ihr Aussehen. Ihre Gestalt geht in die eines kleinen, etwa vierjährigen, wunderschönen Mädchens über. Strahlend und selbstbewusst steht das Kind mit seinen leuchtenden Augen und kastanienfarbenem Haar auf dem Sockel. Die Anwesenden sehen mit gebanntem Blick auf diesen vollkommenen Menschen. Man hört keine Worte, nur Ausdrücke der Verwunderung und Begeisterung. Ich bin außer mir vor Glück, nehme das Kind vom Sockel, drücke es fest an mich und liebe es mit inniger Zärtlichkeit. Tränen laufen mir über die Wangen, und ich will nichts anderes, als dieses Wunder noch lange in meinen Armen halten. Doch plötzlich höre ich Schritte, die sich dem Raum nähern. Und ich weiß, ohne dass ich es sehe, es ist die Mutter, die das Kind holen will. Und ohne zu zögern gebe ich dieses junge Leben, das zur Königin bestimmt ist, aus meinen Händen.

Während ich wie verzaubert aus meinem Traum erwache, dringen Sonnenstrahlen durch die Lücken der Mauer und der Dachsteine. Draußen beginnt der Tag mit einer unglaublichen Klarheit. Stark grenzt sich die dunkel-blaugraue, noch im Schatten liegende Bergkette im Osten gegen den stahlblauen Himmel ab. Die immer mehr ins Gelb drängenden Lärchen an den sonnenbeschienenen Hängen leuchten, wie ich es selten erlebt habe. Der Traum lässt mich den ganzen Tag über nicht mehr los, beeinflusst meine Stimmung, meine Befindlichkeit und verbindet sich mit dem, was ich im Außen erlebe.

Ich entscheide mich, einen Tag später als geplant ins Tal zurückzukehren. Ich will dieses tiefe Glück nochmals auf den Berg tragen, auf den obersten Punkt der Alpe della Cròsa. Dahin, wo sich der von weither sichtbare riesige Steinturm mit dem nächtlichen Schloss verbindet. Und abermals ziehe ich mit dem Birkenflügel umher. Über den sanften Hügel, der die Sicht auf die beiden Seen freigibt. Und während die Sonne sich in gespenstischem Licht langsam dem Horizont nähert, steige ich auf den Turm, pflanze die geöffneten »Schwingen« zwischen die obersten Steine und nehme Abschied. Bis nach Mött, wo der Turm hinter einer Felswand verschwindet, kehrt mein Blick immer wieder zurück zu den Flügeln, die in den sich langsam verdunkelnden Himmel wachsen. Und ich fühle, dass dieser unglaubliche Reichtum da oben mein Königreich ist. Ich trage es in meiner Seele und meinem Herzen hinunter ins Tal.



Dierikon

10. November 2008

Es wird Abend, und es ist warm für die Jahreszeit. Die Sonne neigt sich dem Horizont entgegen. Es dauert lange in diesem Herbst, bis sich die Blätter von den Bäumen lösen. Ein Schneefall letzte Woche hat viele Äste abgebrochen. Eichen sind besonders betroffen. Und viele Birken krümmen sich bis zum Boden.

Auch ich bin der Erde zugeneigt, fühle den Untergrund außergewöhnlich stark. Ich lege mein Gesicht auf den welken, warmen braunen Buchen- und Eichenblät-
terteppich am Waldrand und vernehme das grelle trockene Knistern der Blätter direkt an meinen Ohren, während das Laub sich langsam glättet und ruhig wird. Erd- und Pflanzendüfte steigen auf, dringen tief in mich ein. Ich fühle, wie sich eine Kraft in mir ausbreitet, mich wach und still macht. Und ich gebe mich hin, diesem langsamen, warmen Sterben, das sich in der Durchleuchtung des Abendlichts nochmals in seiner ganzen Schönheit zeigt.

Im Dunkel des Waldsees endet der Tag und verliert sich im Spiegel der Seele.

Absterbende Pflanzen.





Absterbende Pflanzen.

Dierikon

20. November 2008

Seit Tagen bin ich unterwegs in den Wäldern. Eine Kraft in mir zwingt mich, immer wieder hinauszugehen, um mich ganz dem Absterbenden hinzugeben. Und ich fühle mich wohl, selbst wenn der Himmel verhangen ist und leichter, kalter Regen die Blätter auf der Erde zum Glänzen bringt. Selbst an diesen düsteren Tagen verzaubert das wenige Licht die entkräfteten und losgelösten Pflanzen, schenkt ihnen manchmal Farben, die den Tod zu bejubeln scheinen. Selten bin ich so nah herangegangen, habe ich mich von diesem Sterben so intensiv berühren lassen, dass es mich begleitet bis weit in die Nacht hinein. Jedoch ist kein Schmerz, keine Trauer zu spüren. Nichts ist in mir, was bremsen und aufhalten will. Es tut unwahrscheinlich gut, diesem Abschied beizuwohnen und zu fühlen, dass ein Lächeln auf uns wartet.





Absterbendes Blatt.



Absterbends Gras.



Uferweg Kleine Emme

4. Dezember 2008

Ich suche das Ufer des Flusses ab. Festgefrorene Steine neben dem reißenden Fluss, Kristallgitter über stillen Wasserflächen. Strenge und Klarheit neben Tropfen, die sich in weiche, glasige Rundformen fügen. Unter weißen Decken, einander berührend, vom Fluss angeschwemmtes, geschältes Holz. Tote Pflanzen ragen aus dem Schnee. Sichtbar wie nie zuvor. Das Ende der Farbigkeit bringt Ruhe. In mir immer noch der Traum des Lächelns.

Eisformen.

Eschentrieb und Flussteine.





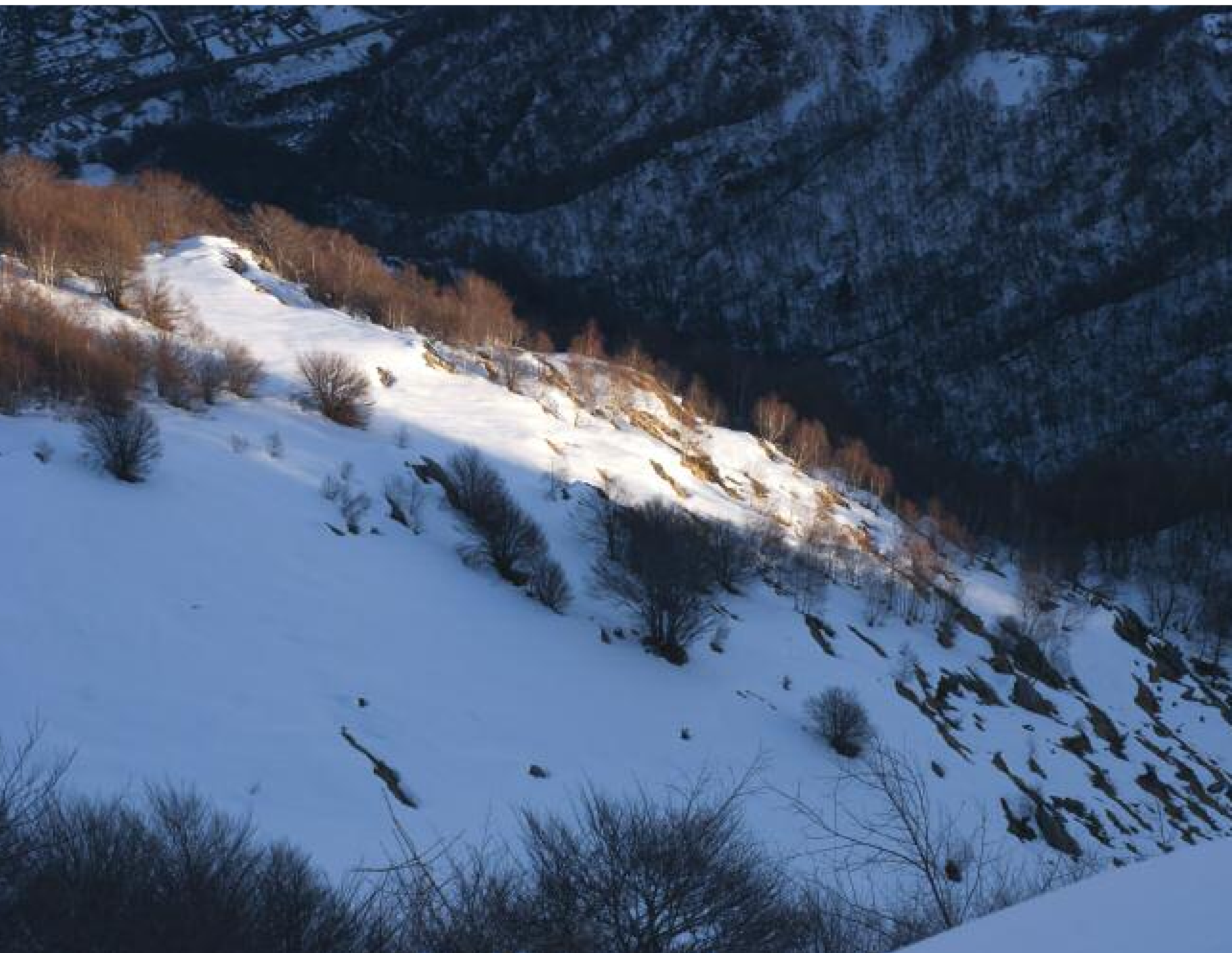
Winterruhe.

Dierikon

18. Dezember 2008

Jetzt hat der Schnee alles zugedeckt. Nach dem Jubel ist die Stille eingekehrt. Gebrochen, gebeugt, hängend und kraftlos die Pflanzen. Alles ist gegangen, hat mich allein gelassen mit meiner Trauer und Sehnsucht. Der Abschied ist grausam und quälend. Und trotzdem, diese Einsamkeit hat auch eine unwahrscheinliche Kraft. In diese Leere und Totenstille ergießt sich grenzenlose Liebe, die sich in mir ausbreitet. Ich spüre sie in Körper und Seele, wie sie mich wach hält und mit unglaublicher Zärtlichkeit berührt, mich einhüllt bis in alle Ewigkeit.





Pianezzo.



Cheggio

12. bis 15. Januar 2009

Der gefrorene Schnee knirscht unter meinen Bergschuhen, und ich spüre die kalte Luft auf meinem nackten Oberkörper, während ich im schattigen Aufstieg zum Cheggio den dunklen, knorrigen Gerüsten der Kastanien begegne. Schwarz und Weiß prägen die Winterlandschaft. Ich passe meine Geschwindigkeit so der Außentemperatur an, dass ich weder schwitze noch friere. Ich versuche, meine Leistung so zu steuern, dass Körper und Seele sich in wohliger Gleichgewicht befinden. Gleichgewicht bedeutet auch Geborgenheit und Ruhe, die ich in den nächsten Tagen anstreben werde.

Die Abende und Nächte sind kalt. Der Schnee auf den baumfreien Flächen leuchtet im hellen Mondlicht, während der Wald dunkel und gespenstisch erscheint. Zeit, um stundenlang am Feuer zu sitzen. Es gibt nichts zu tun. Nur Schauen, Spüren, Lauschen, ab und zu ein neues Stück Holz in die Glut legen und erfahren, wie Licht und Wärme die Seele berühren.

Nach einem zehrenden Aufstieg durch den zerschlagenen Buchenwald hin zum Gipfel des Salmone, der mich mit einem tief verschneiten, leuchtenden Bergkranz empfängt, verbringe ich die Tage in der wilden, weglosen Umgebung der Hütte. Auch hier bin ich auf der Suche nach Schutz und Geborgenheit. Der Boden ist bedeckt von Schnee, Eis und Kälte. Dazwischen Inseln von braunen Blättern, flachgedrückten, mattgelben Gräsern, Ansammlungen von Raupenhüllen, Daunenfedern eines geschlagenen Vogels, von Wildschweinen aufgewühlte Erdlöcher, alles Nester, die mein Auge anziehen, von ihm als »Sicherheitszonen« bewertet. Und immer wieder suche ich das Sonnenlicht zwischen den Stauden und kahlen Birken, lege mich auf aufgewärmte, weiche Grasflächen, döse und schlafe, während sich die Schneekristalle um mich unbemerkt in Wassertropfen verwandeln und langsam verdunsten. Ich lasse mich berühren und streicheln von der leicht bewegten Luft, die sich wie ein Seidentuch über mich legt.

Am Abend vor meiner Rückkehr ins Tal entdecke ich eine verwilderte, langhaarige Ziege in der Nähe der Hütte. Jetzt wird mir klar, wer die Rinden der vielen jungen Stämmchen der Kastanien teilweise rundherum abgefressen hat. Mitten in der Nacht höre ich ein lautes, jammerndes Gemecker im Wald. Kurz darauf das helle Geschrei eines Jungtieres. Am Morgen entdecke ich ganz in der Nähe die neugeborene Ziege. Schwarz wie die Nacht ist das teilweise noch verklebte Fell. Ein

heller Fleck in der Hüftgegend. Schwach und zitternd steht es mit wackligen Beinen im weißen Schnee. Es erinnert mich an das Bild, das ich gestern mit dunkler Erde in den Schnee gelegt habe. Das Muttertier liegt erschöpft etwas abseits im trockenen Laub und nimmt keine Notiz davon, wie ich das weiche Fell des Neugeborenen mit meinen Fingern zärtlich kraule. Ich füttere die Alte mit meiner letzten Milch und zwei großen Scheiben Brot. Das Jungtier kann die Milch aus dem Gefäß nicht trinken. Es scheint noch nicht zu wissen, wie Nahrung anders als von den Zitzen aufzunehmen ist. Ich untersuche das Euter der Mutter und spüre, dass da nichts zu holen ist. Sie ist so ausgezehrt und abgemagert, dass sich keine Milch bilden konnte. Mein Versuch, etwas Flüssiges herauszupressen, scheitert. Unbeholfen und reflexartig sucht das Neugeborene immer wieder die Nähe der Mutter auf, wo eigentlich Nahrung fließen sollte. Es scheint jedoch irgendwie zu spüren, dass diese Quelle nichts hergibt.

Ich bin bewegt von diesem Schicksal und kehre innerlich zurück zu den Nestern, die ich gestern gestaltet habe. Ein Zeichen für das Fehlende, das mir heute begegnet ist. Während ich das Muttertier mit meinen restlichen Nahrungsmitteln füttere, wird es lebhafter, schaut mich mit seinen dunklen, glänzenden Augen erwartungsvoll an. Es will noch mehr. Das letzte Stück Brot behalte ich für mich. Dann nehme ich Abschied. Ich weiß, das junge Leben wird wahrscheinlich ausgelöscht sein, bevor es jemals Nahrung zu sich genommen hat. Noch lange höre ich dieses hoffnungslose Jammern hinter mir, bis sich langsam die Laute im Schwarz-Weiß von Wald und Schnee, Leben und Tod verlieren.



Oben Nest. Unten neugeborene Ziege.

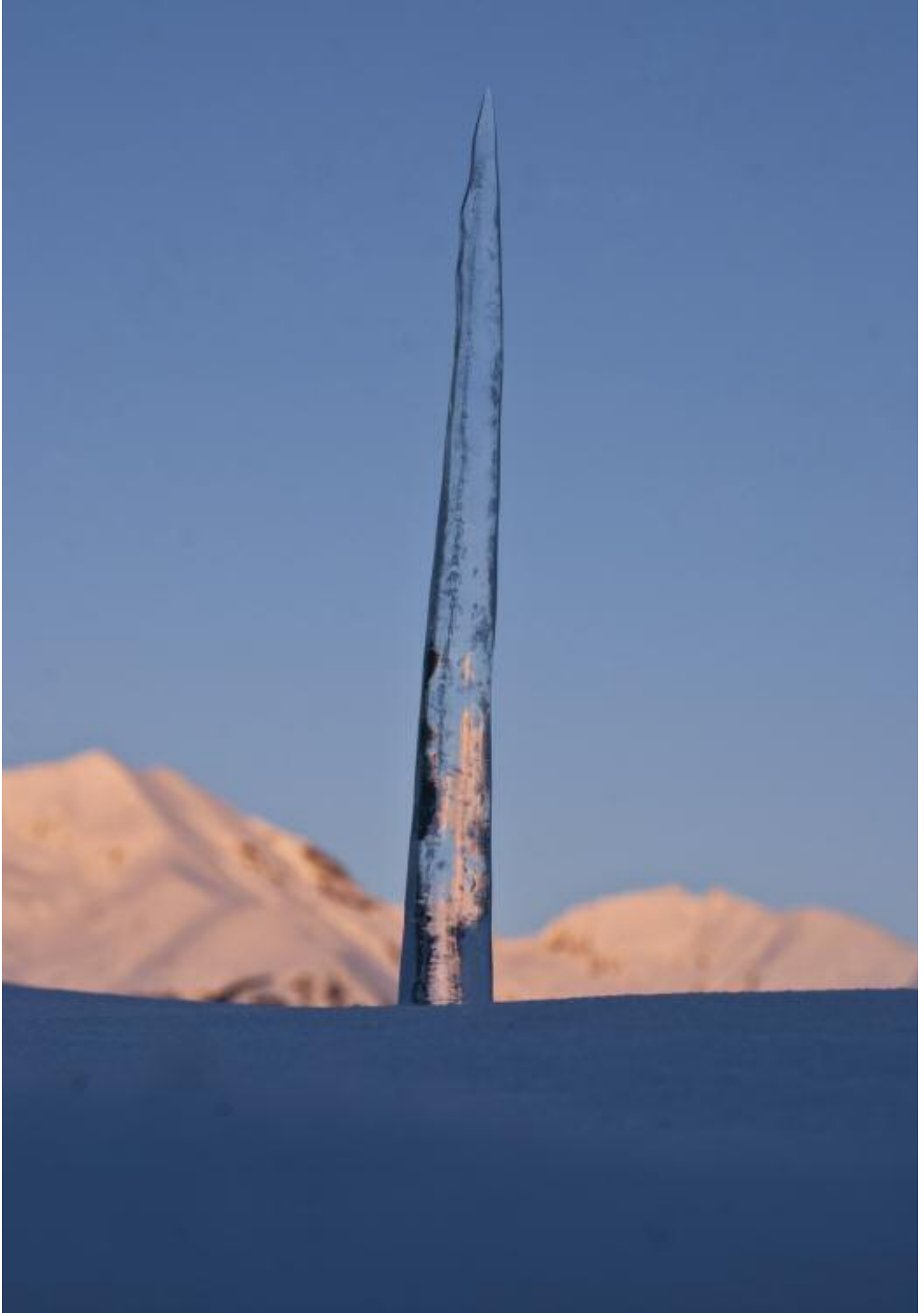


Oben Nester. Unten sich zersetzende Blätter.



Nest.

Eiszapfen im Abendlicht.





Rooterberg

10. März 2009

Heute habe ich die Leiter mit den Rehhörnern in das von Forstarbeitern kürzlich entwaldete Tobel gehängt, und während ich unten am Waldrand in die sanfte Hügellandschaft Richtung Westen schaue, fühle ich, wie sich in mir etwas öffnet. Der Raum vor mir kommt mir größer und gewaltiger als üblich vor. Ich habe das Gefühl, dass ich weiter sehe, dass mein Blick alles durchdringt und in eine tiefere Dimension eintaucht. Eine Dimension, die über das rationale Äußere hinausreicht und sich in der inneren, unbewussten Welt fortsetzt.

Der Wald hinter mir verharrt nicht mehr in der Stille. Der Gesang der Vögel weckt ihn aus dem langen Winterschlaf. Und ich bin ganz da, fühle das unsichtbare Stoßen des kommenden Frühlings, während ein Eichhorn oben auf dem Wipfel einer Fichte die jungen, kleinen Zweige zu sich heranzieht und das lange Erwartete erntet.









Sardinien

12. April bis 3. Mai 2009

Nochmals am Strand liegen, die Augen geschlossen, den feinen, warmen Sand durch die Finger gleiten lassen, den kühlen Wind auf dem aufgewärmten Körper spüren, wo er auftrifft und wieder loslässt, so wie das Wasser des Meeres die rund geschliffenen Steine überspült und wieder freigibt. Das sanfte Geräusch der schäumenden Wellen im Ohr vermischt mit dem Gesang der Vögel in der farbig blühenden Macchia.

Erinnerungen reihen sich wie Kettenglieder aneinander und bilden ein kreisendes Ganzes, verschmelzen zu einem tiefen Gefühl von Verbundenheit, Dankbarkeit und Freude.

Donnernde Wassermassen, die an Steilküsten an zerfressene Klippen schnellen, Blitze in schwarzgrauen Wolkenmassen über dunklen Bergketten. Gleich darauf leuchtend ein Regenbogen im hellen Grün der erwachenden Landschaft. Dann der klare, offene Blick und die aufrechte Haltung der Menschen, ihre Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft. Ihr Lächeln, das mich ohne Worte willkommen heißt und die Seele des Fremden beruhigt. Die karge Bergwelt mit ihren Felstürmen wie Burganlagen, leuchtend im Abendlicht mit unzähligen Farbspielen. Dazwischen in abgeweideten Grünflächen immer wieder still dahinziehende Schaf- und Ziegenherden. Manchmal wilde Mufflons mit aufmerksamem Blick, bereit zur Flucht, wenn sie Menschen erkennen. Dann urwüchsige, kleine Kühe mit ihren winzigen Kälbern auf den baumlosen, weiten Hochebenen. Und immer wieder die freundlich grunzenden, halbwilden Schweine mit ihren Jungtieren, die sich neugierig ans Zelt heranzupirschen. Schreiende Falken über Steilküsten, während die Sonne im Osten über flache Bergrücken aufsteigt und rot glühend im silbrigen Meer wieder versinkt. Felder von Blumen – gelb, lila, violett leuchtend, auch wenn der Himmel von dichten Wolken verdeckt ist. Dazu die berauschenden Düfte, die mich immer wieder mit dem Zauber des Südens verbinden. Nebenan Wunden in der Landschaft. Blutend leuchtende Felsen und Erdkrusten, zerfallene Steinhäuser und Minenanlagen unter grauen Wolkenschleiern. Vom Rost zerfressene Maschinen, Motoren, Eisengestänge, Förderanlagen. Ausgebeutet, verlassen, der Natur übergeben. Die gleichen Farben am Meer. Zu Sand gemahlenes Gestein, verblasen, aufgeschichtet zu riesigen, im Abendlicht hell gelb-rosa leuchtenden Dünen, bewachsen mit straff vom ewigen Wind gekämmten Büschen

und niedrigen, zu Boden gedrückten Bäumen. Und immer wieder Steine; zu Haufen gelegt, zu Mauern geschichtet, zu geheimnisvollen, uralten Nuraghen aufgetürmt. Felsen, kunstvoll bearbeitet von Wind, Wasser und Salz. Mächtig und winzig klein in der Erscheinung, vom gleichen Gesetz geschaffen. Dazwischen Löcher und Höhlen, durch die Brandung vom schäumenden Wasser zum Klingen gebracht. Urmusik, die das Herz zerreißt. Betäubend, schreiend nach der Lust, einzutauchen, den Körper zu verlassen, mit den Fischen und Tümmlern im tiefen Meer zu treiben, mit den Falken Kreise zu ziehen, mit den Blumenfeldern das Lied der Farben zu singen. Unstillbar klingt die Musik zwischen Meer, Berg und Himmel in meiner Seele.



Seite 50: Mufflenschädel
auf abgestorbenem Ast. Hochland,
Sardinien.

Rechts Seebälle in Sandschale
und Mulde. Westküste, Sardinien.

Seite 54/55: Isola di Sant'Antioco.









Oben: Wächter. Schwemmholz. Costa Verde, Sardinien.

Rechts: Schwemmholz.









Eichenwald. Hochland, Sardinien.